

Die Neue Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

• Vor Adam •

Ein vorgeschichtlicher Roman von Jack London

Großzahns“ Selbsterhaltungstrieb war aber doch stärker als seine Neugier. Der Pfeilhagel hatte mittlerweile aufgehört. Die letzten Mitglieder der Horde schienen entwichen zu sein. Zwar mochten wohl noch einige wenige in den oberen Höhlen versteckt sein, doch „Großzahn“ wartete nicht länger. Er rief die „Flinke“, und zusammen stiegen sie an der Klippe empor. Ihr Erscheinen wurde von den Feuermenschen mit einem großen

Schrei begrüßt. Das Aussehen der „Flinken“ mochte ihr Erstaunen in so hohem Grade erregt haben. Sie zielten mit den Fingern nach ihr und sprachen aufgeregt durcheinander. Kein Pfeil wurde abgeschossen. Sie riesen ihr lockend und ermutigend zu. „Großzahn“ drehte sich um und schaute hinunter, aber sie fürchtete sich und wimmerte nach ihm. So folgte er ihr denn eifrig, und beide verschwanden über den Gipfel der Klippe. Oben machten sie sich sofort auf die Bäume und flohen weiter. Die „Flinke“ war wohl dem

Feuervolk sehr nahe verwandt. Vielleicht war sie als Kind vom Feuerdorf forigewandert, hatte sich verirrt und war damals zu klein, um sich später daran zu erinnern. Sonst hätte sie sich nicht vor ihren Stammesgenossen gefürchtet. Es war auch möglich, daß sie im wilden Forst von einem Feuermenschen in einer Verbindung mit einer Frau des Höhlenvolkes gezeugt worden war, ohne je im Feuerdorf gelebt zu haben. Dergleichen kam damals zuweilen vor.

Der Schreckenstag schien kein Ende zu nehmen. Die meisten Ueberlebenden flohen nach dem Blaubeerenried zu und versteckten sich im nahen Urwalde. Doch auch dort gab

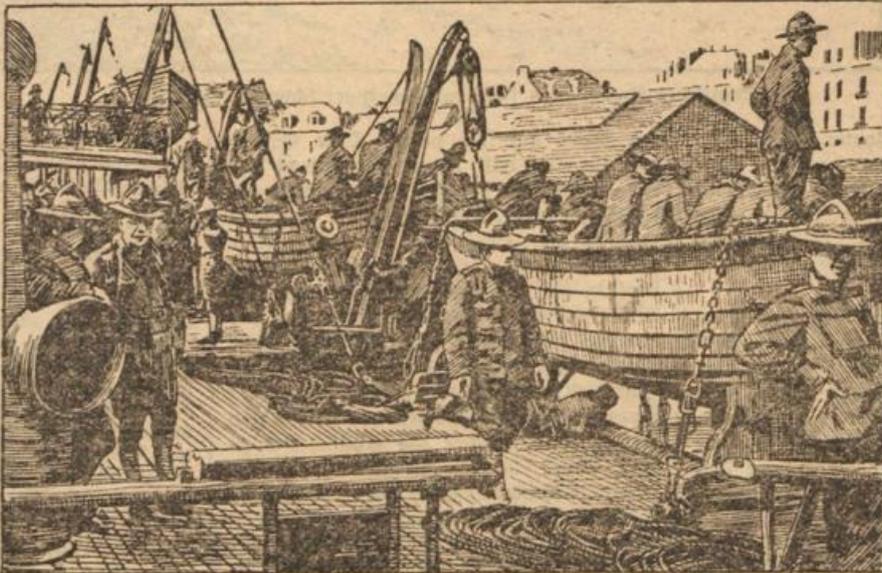
es keine Rast. Den ganzen Tag streiften Jägerjahren durch den Wald und erschlugen das Höhlenvolk, wo sie es fanden.

Für die Horde bedeutete es den West- untergang. Eine Familie nach der anderen wurde auf den Bäumen entdeckt, umzingelt und niedergemacht. „Großzahn“ und die „Flinke“ sahen viele Einzelheiten dieses Blutbades. Sie hielten sich nie lange auf demselben Baum auf, und so entgingen sie der Umzingelung. Aber kein Platz schien

wurde mit seiner Frau auf einem Baume im Blaubeerenried umringt. „Großzahn“ und die „Flinke“, wohl geborgen in einem Dickicht des nahen Sumpfes, waren Zeugen auch dieser Episode.

Mindestens zwanzig Jäger sammelten sich unter „Rotauges“ Baum und schossen ihre Pfeile hinauf. Fielen die Pfeile wieder zurück, so wurden sie von den Jägern aufgehoben und weiter gebraucht. „Rotauge“ war von dem Versteck der jungen

Leute aus nicht zu sehen, aber sein Geheul drang deutlich zu ihnen herüber. Nach einer Weile klang sein Geheul dumpfer. Er war wohl in den hohlen Stamm des Baumes gekrochen. Seine Frau fand indessen diesen Schutz nicht. Ein Pfeil holte sie von oben. Sie beugte sich schützend über ihr Kind, das sich dicht anschmiegte, und bat mit eindringlichen Lauten um Gnade. Die Feuermenschen umringten sie und lachten sie aus, gerade so, wie „Hängohr“ und „Großzahn“ seinerzeit den alten Baumgreis ausgelacht hatten. Sie stießen ihr die Bogenenden in



Amerikanische Soldaten an Bord ihres Transportschiffes.

mehr sicher zu sein. An allen Enden des Waldes tauchten die Feinde auf, und wo sie konnten, mordeten sie die Flüchtlinge. Bei seinen Kreuz- und Querstreifereien bekam das junge Paar viele solcher Bluttaten zu sehen.

Von seiner Mutter fand „Großzahn“ keine Spur mehr, aber er war Zeuge, wie der „Schnatterer“ von seinem alten Heimatsbaume heruntergeschossen wurde. Trotz dieses grausigen Ereignisses konnte er ein Gefühl der Genugtuung nicht unterdrücken, als er seinen Peiniger so enden sah.

Nicht so ganz zu seiner Befriedigung lief die Abrechnung mit „Rotauge“ ab. Dieser

die Rippen und reizten und plagten sie. Aber sie ging auf ihren Spaß nicht ein, leistete auch keinerlei Widerstand. Sie beugte sich ruhig weiter über ihr Kind und bat um Schutz für dieses. Ein Feuermensch trat mit einer Keule dicht auf sie zu. Sie verstand, beugte aber ruhig den Kopf und steckte für ihr Kind, bis der tödliche Streich fiel.

„Rotauge“ war in dem hohlen Baum vor Pfeilen sicher. Die Jäger steckten die Köpfe zusammen und berieten sich. Dann kletterte einer auf den Baum. Was dort oben vorging, war vom Versteck aus nicht zu sehen, aber die Lauscher hörten den Jäger schreien und bemerkten die Aufregung

der Untenstehenden. Bald darauf stürzte der Jäger vom Baume und blieb bewegungslos unten liegen. Seine Kameraden sahen ihn an und hoben seinen Kopf hoch, doch er fiel lose zurück. „Rotauge“ hatte seine Lage gezeigt.

Die Jäger wurden wütend. Einer wies auf ein Loch am Fuße des Baumstammes. Sie sammelten Holz und Gras zu einem Feuer. Das junge Paar, eng umschlungen, beobachtete von seinem Versteck aus gespannt das Weitere. Die Jäger warfen grüne Zweige mit dichtem Laub auf das Feuer, und ein dicker, schwelender Qualm stieg empor.

Plötzlich wichen die Jäger von dem Baum zurück, doch sie waren nicht flink genug. „Rotauge“ landete mit einem fliegenden Saue mitten unter ihnen. Er war ungeheuer erbost und schlug mit seinen langen Armen um sich, als wären es Drehschlegel.

Mit einem Riesengriff seiner knorrigen Finger riß er einem Jäger buchstäblich das Gesicht ab. Einem anderen biß er das Genick durch.

Die Feuermenschen wichen einen Augenblick vor seinem ungeflügeltem Angriff zurück, drangen aber gleich wieder mit gelendem Wutgeschrei auf ihn ein. Er wand einem Jäger die Keule aus der Hand und zerbrach die Köpfe seiner Angreifer wie lauter Eierchalen. Sie wichen erstekt vor ihm zurück. Blitzschnell machte er sich diesen Augenblick zunutze, sprang mit einem mächtigen Saue in das Dickicht und war verschwunden. Einige Pfeile flogen vergeblich hinter ihm drein.

Das junge Paar schlich sich geräuschlos weiter. Kaum wagten sie sich aber aus dem Dickicht hervor, als sie auch schon wieder dem Feuerock in die Arme liefen. Die Verfolgung trieb das Paar in das Blaubeerenried zurück. Dort kannten sie viele heimliche Pfade, die über die Bäume hinweg nach einem größeren Sumpfe hinüberführten. Der Boden wurde zu weich für die Jäger, so daß sie die Verfolgung der beiden aufgeben mußten. Das Paar erreichte bald auf der entgegengesetzten Seite einen schmalen Streifen festen Waldbodens zwischen dem Blaubeerenried und dem großen Sumpf, der sich weit nach Westen ausdehnte. Hier trafen sie auf „Hängohr“. Wie es ihm gelungen war, zu entkommen, konnten sie sich nicht erklären. Vielleicht hatte er die Nacht gar nicht in den Höhlen verbracht.

Dieser dünne Waldstreifen zwischen zwei Sümpfen hätte wohl eine sichere Wohnstätte für sie abgegeben; die Geretteten ruhten hier auch aus und kühlten sich vor, vorläufig Nester zu bauen. Aber die Feuermenschen machten ganze Arbeit. Während des Nachmittags berührte ein anderes Paar Geretteter auf ihrer Flucht diese Sumpfsinsel, ohne die ersten Anstimmungen

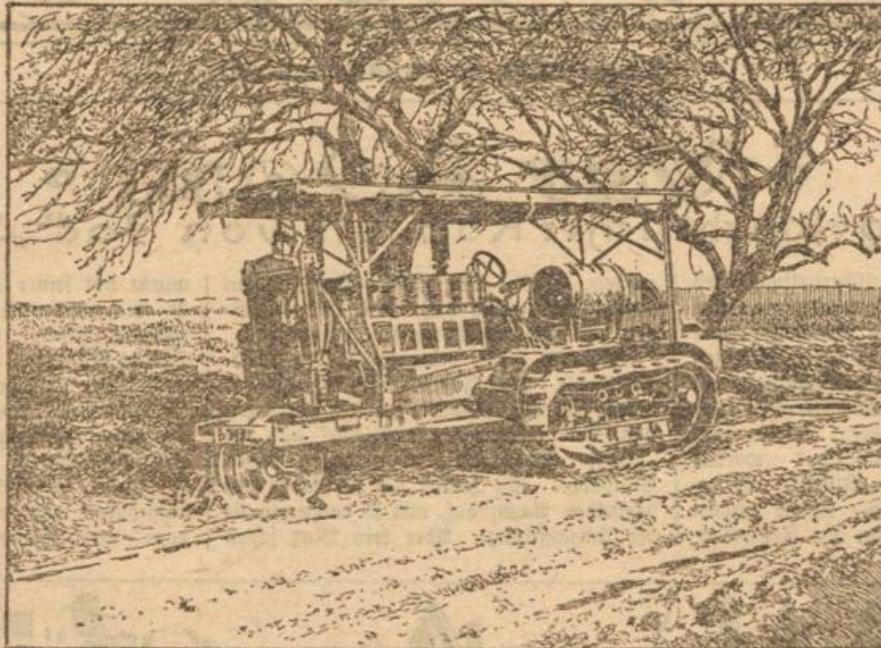
zu bemerken. Sie flohen hastig und geräuschlos und waren ebenso schnell verschwunden, wie sie aufgetaucht waren. Die Angst stand deutlich auf ihren Gesichtern geschrieben. In der Richtung, aus der sie gekommen waren, wurde Geschrei und Lärm laut. Man hörte die Rufe der Jäger, und das Wehgeschrei anderer Verfolgter. Die Jäger hatten also einen Pfad durch das Sumpfland gefunden.

So machten sich denn die drei armen Gehehten wieder auf den Weg und verschwanden in derselben Richtung wie die eben Entflohenen. Bald gelangten sie an den Rand des großen Sumpfes, wo sie eine Weile ratlos Halt machten. Sie kannten die stie-

Freunde erreicht und ziellos stürzten sich nun die vier Entkommenen wieder in den Sumpf und drangen tiefer und tiefer in die unwirtliche Wildnis ein. (Schluß folgt.)

Lachende Farben.

Das Wort von den „lachenden Liedern“ ist mehr als eine Redefigur — es ist die treffendste Bezeichnung für jene Art schöner Sangeskunst, die bedrückte Herzen besser heilt als Salben und Mixturen. Es wäre müßiges Beginnen, für die Zaubermacht der Töne einen Beweis erbringen zu wollen, wo ihr belebender Einfluß auf die menschliche Stimmung so oft und unbestritten ist wie die Kultur überhaupt. Im trassen Gegensatz zu unserer angeborenen Freude an der Musik steht die geringe Empfänglichkeit für die Einwirkung von Licht und Farbe auf unser Innenleben. Vielleicht liegt es in der Natur des Nordländers, vielleicht ist es ein Manko unserer Gesichtsbitdung, wenn die Reize leuchtender Farben uns sich weniger offenbaren als den lebensfrohen Kindern südlicher Zonen. Durch unser mangelndes Verständnis für Farbe gehen wir gar mancher reinen Freude verlustig. Unsere anerzogene „Aesthetik“ verpönt zelle Farben jeder Art, läßt sie uns nicht nur als unschön, sondern vielmehr noch als geschmacklos und pöbelhaft erscheinen.



Englischer Kraftwagen für den Transport schwerer Geschütze.

ren Pfade auf ihm nicht. Diese Gegend war für das Volk immer von Furcht und Grauen umhüllt gewesen. Keiner hatte sich je hineingewagt, oder, wenn es geschehen war, so war wenigstens keiner je wieder zurückgekommen. Aber Eile tat not. Schon schallten die Stimmen der Jäger aus dem Walde herüber. Das erste Paar, das vor den drei Freunden angekommen war, hatte schon vergebens nach einem Pfade gesucht. Jetzt hielt es den Mann nicht länger. Er sprang in den nachgiebigen und schlüpfrigen Sumpf und arbeitete sich glücklich bis zu einer durch langes Niedrigras kenntlichen festeren Erderhebung, die etwa ein Duzend Meter weit vom Rande entfernt war. Seine Frau wagte sich nicht hinter ihm her. Sie versuchte es zaghaft, erbebt aber vor der trügerischen, schwankenden Oberfläche und hocte sich zitternd nieder.

Die „Flinke“ war lähner. Ohne auf ihren Mann zu warten, sprang sie in den Sumpf hinaus und machte erst einige hundert Meter jenseits des anderen Randes auf einer viel größeren Erhöhung Halt. Als sich „Großzahn“ und „Hängohr“ schließlich bis zu ihr hingearbeitet hatten, erschienen schon die ersten Verfolger zwischen den Bäumen. Jetzt endlich stürzte sich die andere Frau, vor Schreck halb besinnungslos, in den Sumpf. Aber sie rannte blindlings und unvorsichtig darauf los und brach dabei durch die Oberfläche des Morastes. Einige Pfeile der Jäger machten ihrer Not ein Ende. Ihr Mann hatte inzwischen die drei

Wäre diese Anschauung richtig, verdiente die Natur selbst den Vorwurf größter Geschmacklosigkeit und Stümperei. Denn greller und bunter als sie hat noch keines Malers Phantasie die Farben gefehlt, ihre regellose und doch unübertreffliche Harmonie zu überbieten ist noch keinem Erdgeborenen gelungen. Und ehrlich gesagt, freuen wir uns doch alle über die Pracht eines tiefblauen Himmels, der sich über saftig grüne Wiesen und Felder spannt, wir freuen uns ob des bunten Blumenflors, der in sattem Rot, Gelb, Blau tausendfach schattiert flur und Hain belebt, ja — selbst dem „gebildeten“ Städter erscheint das trallige Rot einer Mohnblüte im goldig wogenden Weizenfeld als die Krone natürlicher Farbenschönheit.

Wenn wir mit offenem Auge und empfänglichem Herzen durch die in frischem Frühlingskleide prangende Natur wandern und uns so ganz ihrem Zauber überlassen, überkommt wohl jeden Menschen ein Gefühl des Wohlbehagens, eines stillen, inneren Glückes. Unsere Sinne weiten sich, werden frei von den tausend kleinen Sorgen des Alltags, die Seele schwingt sich höher. Das gerade Gegenteil aber empfinden wir, wenn wir etwa an einem nebelgrauen, düsterkalten Herbsttag über das erstorbende Land hinschreiten. Grau in grau liegt die Welt, kein bunter Farbkleck weit und breit, kein Schmetterling in der Luft, kein blauer Himmel überspannt den Horizont. Fast wie in einem Spiegel sehen, ja fühlen wir die Dede in unsem Innern. Kalt und leblos ist es drinnen wie draußen, keine Saite schwingt — wir werden einsüßig, bedrückt, niedergeschlagen.

Und wer ist der Magier, der dies alles bewirkt? Die Farbe ist es und nichts anderes! Das junge Grün des Frühlings, der Farbenreichtum seiner ungezählten Blüten, der azurine Himmel, der Sonnenstrahl in Luft und Wasser — kurz und gut: das Meer von Licht und Farbe macht uns froh und frei. Es wirkt wie Musik, verjüngt und stärkt uns, hilft uns des Lebens Bürde tragen. Fehlt dieses Element, dann sind wir der düstern Herbststimmung schuklos preisgegeben.

Diese wohl von jedem schon beobachtete Erscheinung auf das praktische Leben übertragen, gemahnt uns, den oft als unsein und bäuerlich verurteilten natürlich-reinen Farben mehr Beachtung und Verständnis entgegenzubringen. Versuchen wir nur, ihre Schönheit zu erfassen, ziehen wir sie in den Kreis unserer näheren Umgebung. Glauben wir nicht, alles Heil in der Charakterlosen, uns aber zum Lebensbedürfnis gewordenen Familie Grau zu finden, sondern greifen wir dreist auch mal eine ungebrochene Farbe und lassen ihren Zauber auf uns wirken.

Also sehen wir an Stelle des altbewährten grauen oder schwarzen Schlipfes einen farbigen (in der gegenwärtigen Zeit schadet selbst ein roter nichts); der neue Kriegsanzug aus Papierstoff wird sehr viel zur Hebung unseres Aeußeren beitragen, wenn er sich nicht in „Pfeffer und Salz“, sondern in einem gut gewählten Braun, Grün, Blau oder dergleichen, an unsere schlanken Lenden schmiegt, und selbst Großmutter kann mit Vorteil das traditionelle „Schwarze“ ablösen mit einem „Farbigen“ — es braucht ja nicht gerade Rosa mit Hellblau zu sein. Ueberlegen wir auch einmal, ob die Tapete an der Wand in anderer Farbe nicht besser ausfähe, und warum ein rotes Fiegeldach inmitten grüner Gärten freundlicher winkt als sein schiefergrauer Nachbar.

Der Beobachter wird recht bald die unterschiedliche Wirkung erkennen, welche die einzelnen Farben hervorzurufen imstande sind. Nicht umsonst unterscheidet die Wissenschaft „warme“ und „kalte“ Farben. Die ersteren gruppieren sich um Rot und Gelb, während zu den letzteren Blau, Grün und ihre Abkömmlinge zählen. Noch besser wäre freilich die Teilung der Farben in „ernste“ und „helttere“. Solche Scheidung wäre den Vätern — und das sind wohl vier Fünftel der Allgemeinheit — verständlicher, die Anwendung leichter. Vielleicht würde man dann innerhalb unserer eigenen Welt, in unserer Behausung, unserer Kleidung, an den Gegenständen des täglichen Bedarfs ungleich öfter einem „Lachenden“ begegnen, als es heute der Fall ist. Aber das hat noch gute Weile. Vorläufig müssen wir den Genuss frischer und fröhlicher Farben dort suchen, wo sie sich selbst hingestellt haben: in Feld und Wald, in der freien Natur. h.

Das kurländische Rassentum zur Zeit der Kolonisation.

Kurland wurde im 13. Jahrhundert nach langen Kämpfen mit der einheimischen Bevölkerung vom Deutschen Ritterorden erobert. Die Verhältnisse lagen hier nach der Eroberung wesentlich anders als in Preußen, das in der Hauptsache entvölkert in die Hand des Deutschen Ordens gekommen

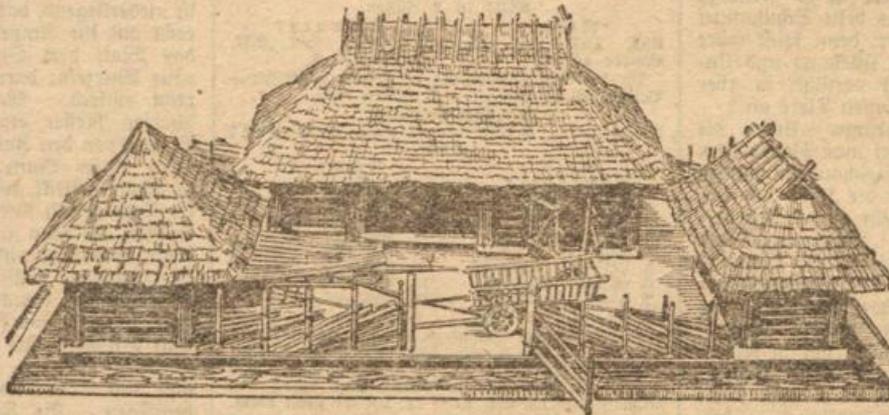


Aus der Livland-Estland-Ausstellung in Berlin: Volkstracht.

Beim Scheiden.

Das Scheiden tut mir nicht so weh,
Wenn ich Dich nicht so weinen sah,
Dein Weinen kränkt mich also sehr,
Dah mir das Scheiden doppelt schwer.
Drückst Du lächelnd mir die Hand,
Ich schritte ruhig aus dem Land
Und sicher froher Wiederkehr —
Dein Weinen macht mein Herz so schwer.

Leo Heller.



Modell eines estnischen Bauernhauses (Aus der Livland-Estland-Ausstellung in Berlin).

war. Die Masse der kurländischen Bevölkerung war erhalten geblieben und daraus ergab sich, daß für Zuzügler aus Deutschland nicht viel Raum war, so daß das Land vorwiegend lettisch blieb. Zwar scheinen Edelleute und Woffentnechte in ansehnlicher Zahl nach Kurland gekommen zu sein, aber eine nennenswerte Zuwanderung deutscher Bauern und Bürger fand niemals statt; daher gelang es auch nicht, die Einheimischen mit deutschem Wesen zu durchdringen. Es war ein Verhängnis für das Land, daß deutsche Arbeit dort keine Stätte hatte; Arbeit wurde von altersher nur von den unfreien Letten verlangt und geleistet. H. Pruh schreibt in „Kurlands deutsche Vergangenheit“ (München 1918), daß der Deutsche Orden den lettischen Kuren anfänglich mit Milde und Weitherzigkeit entgegenkam. Er belohnte auch diejenigen, die sich irgend-

wie besondere Verdienste um ihn erworben hatten, durch Belassung nicht bloß ihres Besitzes, sondern auch ihrer Vorrechte. Die so entstandene Klasse von bevorzugten Einheimischen, die mitunter als „kurische Könige“ bezeichnet wurden (was nach Pruh keinen Spott bedeutet), blieb lange bestehen. Noch im 15. und 16. Jahrhundert hatten ihre Angehörigen die volle persönliche Freiheit, die Erblichkeit des Besitzes, die Mäßigkeit der ihnen nach kurischem Recht obliegenden Pflichten, sowie eine gewisse Vertrauensstellung zu dem Orden. Das Gegenstück dazu bildeten die sogenannten „Dressen“, die wegen hartnäckigen Widerstandes der persönlichen Freiheit vollständig verlustig gegangen waren. Zwischen beiden stand die Gruppe der „Freibauern“, die dem Orden unmittelbar unterstanden; sie hatten volles Eigentum an dem ihnen zugewiesenen Land, welches in ihren Familien vererbt wurde, doch konnten sie (im Gegensatz zu den „kurischen Königen“) nichts von ihrem Besitz an andere vergeben. Von Zins und Fronen waren die Freibauern entbunden. Doch bildeten diese drei Klassen nur eine kleine Minderheit der Bevölkerung. Die große Masse der Kuren wurde mit dem Lande, das sie bewohnten und bebauten, an die vom Orden belehnten Edelleute vergeben. Im 13. und 14. Jahrhundert war die Lage dieses Landvolks noch durchaus erträglich und nicht ungünstiger als die der Bauern in irgendeinem Kulturland jener Zeit. Selbst im 15. Jahrhundert war der kurländische Bauer nicht leibeigen; er besaß in bezug auf seine Hütte und seinen Acker noch ein beschränktes Erbrecht und noch verlangte das Herkommen vom Gutsherrn in den Fällen, wo er nicht bloß die Straf Gewalt als Hausherr ausübte, sondern wo er als Gerichtsherr ein Urteil zu fällen hatte, die Zuziehung bäuerlicher Beisitzer. Aber unter dem wachsenden Druck der Kriegsräte im 16. Jahrhundert und wegen der steigenden Ansprüche der Edelleute, denen nur durch härtere Heranziehung ihrer Bauern genügt werden

konnte, wuchs der letzteren Belastung immer mehr. Der gesteigerten wirtschaftlichen Bedrängnis der Bauern entsprach das Sinken ihrer Lebenshaltung und ihr moralisches Verkommen. Allmählich kam die Anschauung zur Geltung, der Bauer gehöre mit dem Acker, den er bebaut, so untrennbar zusammen, daß er ihn überhaupt nicht verlassen dürfe und mit ihm verreckt, verpfändet oder verkauft werden würde. Damit war auch der letzte Rest von Freiheit

geschwunden. Die Anerkennung der Schollenhörigkeit der Bauern bahnte der Leibeigenschaft den Weg, obzwar es im Orden nicht an Männern fehlte, welche diese Entwicklung aufhalten und den Bauernstand vor weiterem Niedergang schützen wollten. Infolge ihrer unerträglich Lage flüchteten viele Bauern. Während der Zeit des kurländischen Herzogtums (Mitte des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts) haben sich die Verhältnisse nicht gebessert; im Gegenteil, der Druck auf die Bauern wurde zeitweise noch stärker und auch der Übergang des Landes in die Hände der russischen Gewalthaber änderte daran nichts; diese kümmerten sich nicht um das Schicksal der bäuerlichen Volksmasse. Erst im 19. Jahrhundert fielen die Fesseln der Unfreiheit wider, aber die wirtschaftliche Knechtung hielt bis in die Gegenwart an. h. Fehlinger.

Der Feuersalamander ist so recht ein Tier der Feuchtigkeit; grelle Sommerhitze verträgt er nicht. Fehlt ihm das Raß, so magert er ab; er wird matt; seine Haut wird schrumpelig. Deshalb sieht man diese Tiere auch, wie Dr. Kurt Floride in seinem hübsch illustrierten, für Kinder geschriebenen Buche „Der kleine Naturforscher an Fluß und Teich“ (München, E. Ristler), dem wir hier wörtlich folgen, plaudert, in der freien Natur nur herumkriechen, so lange noch der Morgentau auf den Gräsern liegt, ganz besonders aber nach einem tüchtigen Regen. Dann glänzt sein feister, praller, walzenförmiger Körper förmlich vor Speck und Wohlbehagen. Sobald es jedoch heiß und trocken wird, ziehen sich die Feuersalamander verdrossen in ihre Schlupfwinkel zurück. Ins Wasser geht er nur im Frühjahr für kurze Zeit, um seine durchsichtigen Eier abzulegen, aus denen sofort die Larven auskriechen. Er sucht zu diesem Zweck recht kalte Gewässer auf, also namentlich Quellen. Ich habe seine Larven, erzählt Floride, öfters in einsamen Waldbrunnen gefunden; sie sind schwärzlich-graugrün mit metallisch schimmerndem Goldglanz, der sich später wieder in Fleckenform zusammenzieht, also sehr schön, wachsen aber auffallend langsam heran. Die schöne Färbung ist eigentlich das Beste an dem Feuersalamander, denn sonst ist er ein recht läppischer, schwerfälliger, boshafter, unverträglicher, langweiliger und stumpfsinniger Geselle. Manchmal kriecht er an einem Tage sehr viel, um dann wieder wochen- und selbst monatelang zu fasten. Seine Jagd gilt den Schnecken, Regenwürmern und langsamen Käfern und Larven, denn flinkere Geschöpfe vermag der plumpe Salamander natürlich nicht zu erhaschen. Beim Anfassern darf man das Tier nicht allzu sehr drücken. Der Salamander vermag nämlich in gereiztem Zustand einen scharf ätzenden Nilsaft fußweit von sich zu spritzen, der sehr unangenehm werden kann, wenn er in die Augen kommt. Für kleine Tiere ist er geradezu Gift. Dieser Saft ist das beste Schutzmittel für den Feuersalamander, denn sonst wäre er bei seiner auffälligen Färbung und Unbehilflichkeit schon längst vertilgt; so aber rühren ihn nur die wenigsten Tiere an.

Insekten im Welkenraum. Ueber die Höhe des Vogelstuges hat man bisher einigermaßen stichhaltige Aufzeichnungen machen können; nicht aber über die Höhe des Insektenfluges, den man mehr an der Erdoberfläche hastend wählte. Neuerdings sind aber auch hier recht interessante Beobachtungen gemacht worden. Ein französischer Ballonführer Lejeune, der innerhalb eines vierjährigen Zeitraumes nahezu hundert Ballonfahrten unternommen, hat in seinem Buche „Meine neue Heimat — der Aether“ allerlei Merkwürdigkeiten, u. a. auch solche über die Höhe des Insektenfluges, aufgezeichnet. So fuhr er einmal an einem heißen Julitage in 900 Meter Höhe dahin, als ihn plötzlich zwei Bienen umsummten. Ein Stückchen Schokolade, das der Luftfahrer vor sich liegen hatte, mochte die Insekten wohl angelockt haben, wenigstens beschäftigten sich die Bienen gar bald recht lebhaft mit der braunen Süßigkeit. Dieses Lockmittel benutzte Lejeune zu einem kleinen Experiment. Er ließ den Ballon höher und höher steigen. Bald hatte er 1800 Meter Höhe und eine Temperatur von 1 Grad unter Null erreicht. Den Bienen wurde es ungemütlich. Auf einem straff gespannten Verbindungsstricke liefen sie matt, einen wärmenden Unterschlupf suchend, hin und her. Der Ballon stieg höher. 2000 Meter Höhe und eine Temperatur von -2 Grad! Das hielten die Tierchen nicht mehr aus. Erstarrt und kraftlos stürzten sie in die Tiefe.

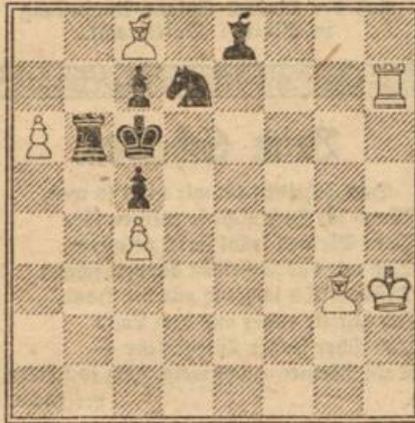
— Ein andermal fand sich auf dem Rande eines Ballasttandsackes im Ballon in 1300 Meter Höhe ein Zitronenfalter ein. Eine ganze Zeit sah das Tierchen völlig regungslos da. Lejeune ließ den Ballon auf 2000 Meter Höhe steigen. Da verließen den Schmetterling die letzten Kräfte; mit den Flügeln matt schlagend sank er auf den Boden des Gondelkorbes herab. Lejeune hob das Tier vorsichtig auf, tat es behutsam in eine kleine Schachtel und verbergte diese in seiner von der eigenen Körpertemperatur warm gehaltenen Brusttasche. Vier Stunden später landete das Luftgeschöpf im hellen Sonnenschein. Lejeune nahm die Schachtel heraus, öffnete sie und stellte sie auf den bekannten Erdboden. Kaum waren drei Minuten vergangen, da kam auch der Schmetterling zum Vorschein und statterte gaulend um die Kleeblüten des Feldes.

Schach.

Veranstaltet vom Vorstehenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 15.

Billig & Co., Berlin, Original.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Sch3, Lh7, Lc8, g3, Kc6, Lb6, Lc8, Sd7, Bauer a6, c4. Schwarz: Bauer c7, e6.

In der Schlussbemerkung der Partie „Kleffer-Boigt“ soll es heißen: in 3 Zügen matt.

Vorsicht-Eröffnung.

Gespielt im Turnier von New York 1889.

Weiß: Zschlagovin.	Schwarz: Goffin.
1. e2—e4 e7—e5	9. Sd3—d2 Se7—e6?
2. Sg1—f3 Sd8—c6	10. Dd5—c4 Dd5—a5
3. c2—c3 d7—d5	11. Da4—b3 f6—f5
4. Sd1—b4 f7—f6	12. Le4—f7 Kc8—e7?
5. Lf1—b5 Sg8—e7	13. Sd2—c4 Da5—a6
6. e4×d5 Dd8×d5	14. Le1—g5 Kc7×f7
7. 0—0 Lc8—d7	15. Sc4—d6±.
8. Dd2—d4 e5—e4?	

1) Der Bisquit (Handbuch des Schachspiels) gibt 8. ... e4; 9. cd, Sd5; 10. Sc3, Sxh3; 11. gxf3, Df5; 12. d5, a6 angeblich mit etwas Vorteil für Schwarz an. Weiß kann jedoch den Angriff mit: 13. Df4, Dd8; 14. Sxh3 wieder eben. Bei noch lange fortsetzen. (Anmerkung vom Schachmeister S. Martin in Heidelberg.)

Schachnachrichten. Berliner Arbeiter-Schachklub. Die Abteilung Osten spielt jetzt jeden Donnerstags, abends 8½ Uhr, bei Robbe, Gr. Frankfurter Straße 52, und die Abteilung Westen jeden Freitag 8½ Uhr bei Wda., Sonntag, Ede Lenbachstraße; die Jugendabteilung jeden Sonntag von 10—11 Uhr bei Frilich, Neudöln, Hognatstraße 30. Der freie Schachverkehr ist aufgehoben und wird am ersten Sonntag im Oktober wieder eröffnet. — Vom 28. September d. J. ab findet unter der Leitung des Schachmeisters B. Kagan im Café Berlin ein Turnier zwischen Dr. E. Lasker, Schlechter, Dr. Larrasch und Andriuskin statt. Die Partien sollen vier Wochen nach Schluss des Turniers mit Anmerkungen von E. Lasker erscheinen. Preis 2 Mk. In bezug hierauf durch den Verlag des Deutschen Arbeiter-Schachbundes (Billig & Co., Neudöln, Emsler Str. 74. — Arbeiter-Schachklub E. L. i. n. g. e. n. spielt jeden Samstag, abends 8—11 Uhr, im „Fürstlichen Hof“. Im Herbst ist zuerst außerordentlich reger Schachverkehr. Schachwart J. Leonhardt leitet treffliche Demonstrationen am großen Brett. Gäste stets willkommen.

Alle Schachsendungen sind zu richten an H. Debiträger, Berlin N., Kochstraße Str. 10.

Kranke Schmucktanne. Wenn die Schmucktanne, auch Schirm- oder Andentanne, *Araucaria excelsa*, genannt, im Zimmer ihre anmutigen, wagerecht stehenden Äste traurig nach unten neigt, so ist dies ein Zeichen, daß die Pflanze leidet: sie ist entweder zu viel oder zu wenig gegossen, oder sie sitzt voller Staub, oder sie steht zu dunkel oder aber im starken Sonnenlicht, oder das Zimmer ist (im Winter) zu stark geheizt. Soll diese schmucke Tanne im Zimmer richtig gedeihen, so erfordert sie entsprechende Pflege. Der Standort sei luftig und hell, aber vor grellen Sonnenstrahlen geschützt. Im Winter ist ein kühlerer Raum dem stetig geheizten Wohnraum vorzuziehen. Das Begießen ist vorsichtig zu handhaben; nur wenn die Erde trocken ist, wird stark gegossen, bis das Wasser unten aus dem Topf wieder heraustritt. Im Untersatz darf kein Wasser stehen bleiben. Die Wurzeln faulen leicht, was stets bedacht sein will. An warmen Tagen ist die Pflanze für ein leichtes Ueberbrausen mit nicht zu kaltem Wasser sehr empfänglich. Mindestens einmal in der Woche wird sie in einem Eimer ordentlich durch Wasser hin- und hergezogen, damit der Staub sich abspült; hat sich der Staub erst auf ihr festgesetzt, so ist er schwer wieder zu beseitigen. Die Pflanze muß dann eingehen, da sie nicht atmen kann, weil der Staub die Poren verschließt. Bei liebevoller Pflege ist diese Schmucktanne nahezu unverwundlich; sie wird den Besitzern jahrelang erfreuen. Alle zwei oder drei Jahre genügt ein Umpflanzen in neue Erde. Wer im Umpflanzen keine Übung besitzt, läßt diese Arbeit vom Gärtner vornehmen, da die Wurzeln sachgemäß behandelt werden müssen. h.

Eine dankbare Zimmerpflanze, die noch viel zu wenig Beachtung findet, ist die brasilianische Tradestantie, oder wie die Gärtner sie nennen *Tradescantia viridis*. Die Pflanze ist ausdauernd und kann jahrelang im Zimmer gepflanzt werden. Der Stengel ist niederliegend, daher eignet sich die Pflanze recht gut für Ampeln. An der Stelle, wo das Blatt dem Stengel aufsitzt, bildet sie neue Wurzeln; darum ist ihre Vermehrung recht einfach. Man schneidet mit einem scharfen Messer etwa 6 Zentimeter lange Spitzen von den Zweigen ab, und zwar dicht unter einem Blatte. Diese Spitzen werden in Töpfe gesteckt, welche mit sandiger, leichter Erde gefüllt sind. In 10 Tagen sind die Spitzen, die man zu jeder Jahreszeit stecken kann, bewurzelt und fangen an zu wachsen. Die Gewächse wollen nun weiter nichts als gleichmäßige Feuchtigkeit. Im Sommer kann man sie ins Freie (Garten oder Balkon) bringen. Ja, man kann an schattiger Stelle im Garten, wo kein Rasen wachsen will, mit Tradestantienzweigen den Boden begrünen. Die Zweige halten sogar den ersten leichten Frösten stand. Auch als Wasserpflanze behandelt, gedeiht das Gewächs vorzüglich. Man stellt einfach abgeschnittene Zweige in mit Wasser gefüllte Gläser, wo sie schnell wurzeln und munter drauf los wachsen; das Wasser ist nach Bedarf zu erneuern. Die Stammform dieser Pflanze ist grün. Eine Abart hat weiß- gestreifte Blätter; eine andere ist auf der Unterseite der Blätter purpurviolett überlaufen. Die buntblättrigen Sorten werden im Zimmer leicht grün. Man muß sie dann an ein helles sonniges Fenster stellen und die langen Triebe stark zurückschneiden. Dann bilden sich neue Triebe mit der bunten Belaubung, die man zur Vermehrung benutzen kann. Die wenig scheinbaren Blumen stellen sich im Sommer ein. Der Hauptwert der Pflanze liegt in der Belaubung und in dem schnellen Wachstum. m.